

Jaromír John:

Hans

Autorisierte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Ida Steinschneider

[Schluß]

Nach vierzehn Monaten ging's also nach Böhmen zurück. Schon von Prerau an haben wir uns vom Fenster nicht weggerührt, und Hans sagte in einemfort: „Franzel, Schau, ist das nicht eine Pracht, diese Felder, diese Sauberkeit, diese böhmischen Hütten, und alles so grün, alles ordentlich bestellt — du lieber Gott!“

Auf einmal schon Böhmisches Trübau — Pardubitz — und postausend! Pkelouč, Kolín — und dann Duval, Lieben — ganz Prag sahen wir, Mütterchen Prag, die Burg, den Weitsdom, wir schauten jeder auf eine andere Seite und schneuzten uns auf — einmal sahen wir einander an, flenkten und lachten.

Himmelherrgott, was hilft das alles, wenn wir doch in Böhmen daheim sind. Das kann uns keiner nehmen.

Am selben Tage mieteten wir uns in den Weinbergen bei einer Frau Slanč, Inspektionswitwe, ein.

Ein hübsches Zimmer, nur standen überall Flaschen auf den Schränken herum und in der Wohnung roch es so komisch nach Kampferspiritus. Wir tuschelten uns und fuhren bis zum Abend in der Elektrischen in Prag herum, wir waren auf dem Gradschín, auf dem Belvedere, dort wollte sich Hans wieder einmal den Spielplatz der Slavia ansehen, wir fuhren mit der Drahtseilbahn auf den Laurentzberg, dort verspeisten wir auf einer Bank ein Stück Speck zum Abendbrot, und dann rasch ins Nationaltheater. Heute weiß ich nicht mehr, was gespielt wurde, wir waren ganz aufgeregt, staunten nur alle die Pracht an.

Dann gingen wir von einem Kaffeehaus ins andere, lasen Zeitungen, trafen Bekannte, einen gewissen Vatečka aus unserer Gegend, der war auch in Uniform, als Korporal, wir landeten in einer Weinstube, sangen dort unsere Lieder und Hansens Lieblingslied „Bin Magister im Seminar“ und „Ade domob muj“. War das eine Begeisterung, Gäste und Kellner schauten nur, Hans trank und stieß mich in einemfort an: „Franzel schenk dir ein — trink — einmal hin, einmal her! Es lebe Böhmen!“

Am nächsten Tage fuhren wir auf Besuch nach Hause, am vierten Tage aber operierte Hans schon im Krankenhaus, daß alles krachte.

Es kam schon an mich die Reihe. Ich wurde in Hansens Laboratorium gebracht, auf den Tischen standen eine Menge Fläschchen, Sanerstoff, Stickstoff und andere Bakterien und Chemikalien, man legte mich auf einen Tisch, ich hatte einen Bruch wie ein Gänsefuß und kam beim Nähen nicht einmal bis zwanzig. Hans hat's eigenhändig aufgeschritten, ausgedrückt und wieder zugenäht.

Ich bin dann auf seiner Abteilung gelegen, er hielt Visite und brachte mir Briefe und Bücher, Stráfel und Smilovský, lauter Schönes zum Lesen.

Schon von der Tür rief er: „Franzel, wie geht's? Hast du kein Nicker? Hast du dich ausgeschlafen, du fauler Laufesunge? Das sind Zeiten! Nehm noch ein Nädel her — geht? Einmal hin, einmal her!“

Das ganze Zimmer lüchelte, Ärzte und Krankenschwestern gingen, eine ganze Prozession, in weißen Kitteln hinter ihm her. Hans war überhaupt ein Prachtstück und eine Kapazität.

Er war halt glücklich, daß er in Prag war. Nach zwei Monaten nahm er mich wieder zu sich, weil er ohne Vurschen war.

Es war Herbst, abends gingen wir ins Café „Karl IV.“ Kaffee trinken und Zeitungen lesen, dort kamen die Sportler zusammen, mit Doktoren ging Hans nicht viel um, die sind, sagte er, einer gegen den andern wie Hund und Kaze.

Die Fröste kamen und wir hatten keine Kohle. Ihm hat das nicht so viel ausgemacht, er war ja den ganzen Tag im Krankenhaus wie in einem lauen Bad, aber ich mußte zu Hause beim Aufräumen den Mantel anhaben. Es war häßliches Panischweiser, Schnee und Regen, ich saß bei Frau Slanč in der Küche, auf dem Schemel, sie kochte, ich las das Abendblatt und rauchte. Aus dem Felde hatte ich eine heftige Erkältung mitgebracht, eine rinnende Nase und abends Fieber. Hans lachte über mich, ich hätte Delirium tremens. Frau Slanč half uns mit Kohle aus, aber dann hatte sie selber keine, um das Frühstück für uns zu kochen.

Hans brachte Spiritus aus dem Spital, bis er mir einmal sagte: „Franzel — es hilft nichts — wir müssen Kohle kaufen.“

Er telephonierte dahin und dorthin, und eines Tages kam er und sagte, er habe drei Meterzentner in Holleschowitz in Ausfuhr.

Ich wollte hinfahren, aber er sagte: „Drr, Franzel! Du bist nach der Operation, mußt dich schonen, du darfst nichts heben, das wird schon ganz von selber herkommen, einmal hin, einmal her!“

Wie ich später erfahren hab, sagte er jemand, der die Kohle holen würde, schließlich, er war nun mal hitziger Natur, wurde er suchtig, bogate sich vom Tischler Karre und Kiste aus, suchte in die Hände und marsch nach Holleschowitz.

Er kam glücklich hin, erstand die Kohle, bekam mehr als er gedacht hatte, und schob den Karren nach den Weinbergen. Wenn Hans damals die Feldmühle aufgehört hätte, wäre nichts passiert. Daß er im Offiziersmantel war, würde niemand beachtet haben, man hätte ihn höchstens für einen Gefreiten gehalten. Aber er hatte die Salonmütze an, und in der Obervergasse, gegenüber dem Bahnhof, passierte ein järedliches Malheur.

Gerade fuhr der Wiener Zug ein mit den Generalen, die auf Inspektion kamen. Draußen warteten die Autos.

Sie kamen heraus — und da hatten wir die Bescherung.

Vor ihren Augen schob der Assistent Hans die Kohlenkarre, mit offenem Mantel, schleier Mütze, ganz in Schweiß.

Als er sie erblickte, schwenkte er ab und setzte sich in Trab, aber es war zu spät.

Ein Hauptmann holte ihn ein, und, liebe Herren, war das ein Ausfragen, wohin er fahre,

was er als Offizier da schleppte, wie er heiße, was er sei, alles wurde notiert. Zwei Soldaten wurden herbeigerufen und die hatten, arme Kerle, genug an dem Karren zu schieben.

Hans kam nach Hause, haute die Mütze auf's Kanapee und tobte.

Er sei Doktor und Chirurg, und kein Offizier, einen Schmarren mach' er sich draus; die Herren hätten es auch gern warm und hätten sicher gut eingeheizt; er werde die Uniform nicht mehr anziehen, und dies und jenes. Mit tat es leid, weil das Ganze meinetwegen passiert war, und ich sagte: „Hansel — das ist nichts — draus wird höchstens ein Kajenernarrest und schließlich, weist du — einmal hin, einmal her!“

Sein Horn verrauchte und wir gingen am Abend aus, den Kerger hinunterzuspülen und kamen erst früh nach Hause.

Ja sakral!

Er wurde zu allen möglichen und unmöglichen Militärbehörden vorgelassen und von den höchsten Spitzen verhört, und schließlich half weder die Fürsprache seines Professors noch die eines pensionierten Obersten, dessen Frau Hans meisterhaft operiert hatte — wir mußten schleunigst packen und es ging nach Süden, gegen die Italiener.

Das war eine schlimme Fahrt.

Wieder standen wir am Fenster und schauten auf Prag, wir fuhren vom Franz Josefs-Bahnhof ab, mit dem Smichover Zug. Traurig schauten wir drein!

Armer Hans!

Wir hatten einen Hilfsplatz am Monzo, der Winter verging im Fluge, Hans hatte vor lauter Arbeit keine Zeit, an die Heimat zu denken, wir trösteten uns damit, daß wir in drei Monaten nach Hause fliegen würden. Wir wurden nach dem Mrzli Brh, nach Permada, nach Col Gabriele verlegt, an einen Abhang bei den Weinbergen. Ich lauf' um 5 Uhr früh nach der Kaverne um Wasser, komm' mit zwei Trinkeimern zurück, da hör' ich einen fürchterlichen Donnererschlag aus dem italienischen Achtunddreißig-Zentimeter-Geschütz, eine weiße Flamme schießt in die Höhe, wer weiß, ob's nicht ein Phosphorschlag war, die Bäume waren wie gesalzt und ein tiefer Trichter kaffte, daß ein Wagen drin hätte wenden können.

An dem ganzen Abhang fielen die Pferde tot hin und die Menschen wurden haufenweise durch fliegende Eisenstücke und Steine getötet.

Mich warf es gegen einen Baum, dann im Bogen durch die Luft, ich weiß nicht, wie sonderbar ich geflogen bin, ich schlug mit dem Kopf auf den Felsen auf und erlitt eine Gehirnerschütterung.

Im Spital fiel mir ein, daß ich in diesem Feuer doch Hans gesehen hatte, wie es ihn hinausschleuderte, zuerst geradeaus, dann zurück, wie es ihn entzweibrach, und er in die Höhe floh, die Füße nach oben, aber im Rücken geknickt. Die zwei Körperhälften flogen zusammen, wurden glühend, es sah aus wie ein gehauenes Gusseisen, Funken sprühten und die zwei Stücke zerschellten, wie wenn der Schmied mit

dem Hammer auf ein glühendes Eisenstück losschlägt. An den Säulen, den Stangen, den Wänden hingen Nieder- und Eingeweide, aber wer wußte denn, wem was gehörte. Später erfuhr ich, daß die Jungens vom 28. Regiment dort nachgegraben haben, um wenigstens Hans gebührend zu bestatten. Sie gruben Reste von Maroden aus, eine italienische Bluse, die Handhaben von Tragbahnen, Hansens Dokortasche; sie war ganz verbrannt, darin seine zerstückelte Nidelschere, um, ich habe sie zum Andenken aufbewahrt.

Lange Zeit lag ich in den Spitälern, ich hatte die Sprache verloren und weinte fortwährend um Hans. Auch im Irrenhaus bin ich gewesen, wurde aber entlassen. Aber Jungens, ich bin nicht mehr wi: früher, und es ist doch schon ein Jahr her. Ich darf nicht daran denken — darf mich nicht daran erinnern . . . ich hätte gar nicht anfangen sollen zu erzählen . . . es re—regt mich auf . . . ich kann nichts dafür . . . aus demselben Dorf . . . wie Brüder . . . Er hat mich operiert — ich werd' es mir nie verzeihen . . . bis zum Tode nicht . . . armes Hansel . . . in der Nacht erscheint er mir . . . gerade gestern . . . so . . . so steht er an meinem Bett . . . zu küssen . . . weißt ist er wie Phosphor . . . spricht nichts . . . schaut nur traurig drein . . . wie damals . . . im Smidover Zug . . . wie er zum letztenmal auf Prag schaute . . .

Das Double der Greta Garbo

Von Katja.

Ich habe es gelernt, in Ihrem Rhythmus mich zu wiegen,
die Augen aufzuschlagen so wie sie;
Seiltänzen kann ich, fechten, Tennisspielen,
fliegen,
nur Launen leisten, das kann ich mir nie.
Fast alle unter Ihnen dürften mich wohl kennen,
Sie haben auf der Leinwand mich schon oft
gesehen;
doch niemals wird die Metro-Goldwyn meinen
Namen nennen,
und ein paar Jahre werden meinen kurzen
Glanz verwehen.
Ich bin ein Double. Wissen Sie, was das
befaßt?
Manch einer weiß es, andre wissen's nicht.
So hin und wieder werde ich danach gefragt,
in solchen Fällen lautet meine Antwort schlicht:
Ich darf die Göttliche im Film vertreten,
an jenen Stellen, die ihr nicht behagen,
wo's sehr gefahrvoll zugeht, da bin ich vomüden
und meistens auch an den Premieren-Tagen.
Sie glauben, Greta Garbo springt ins Meer,
um ihren Liebsten vor dem Wellentod zu retten?
Madame, Monsieur, da irren Sie sich sehr,
Sie wird das niemals tun, woll'n wir darauf
wetten?
Ein Flugzeug stürzt, zerschlägt sich in der Luft
und Greta Garbo fällt aus höchsten Höhen.
Ganz unbesorgt. Das bin nur ich. Die Sensation
verpufft,
man darf nicht hinter die Kulissen sehen.
Doch gibt es auch für mich Sekunden voller
Glück;
gestatten Sie's, will ich davon erzählen,
stets denke ich nachher noch lange Zeit an sie
zurück
und lasse mich von der Erinnerung Süße quälen.
Das ist (s. B.), wenn ich am Arme eines Stars,
sagen wir Gary Cooper, in die Kinologe trete,
man fragt mich: gnädige Frau, wie geht's, wie
war's?
Ich schlürfe Guldigungen ein, als wär'n sie
Kette.

Ich trage weiße Seide, schwarze Spitzen,
gefälschte Diamanten hüllen mich in ihren
Schein,
zwei Stunden darf ich also Greta Garbo
sien —
nach Hause fahre ich gewöhnlich dann allein.
Man nutzt sich recht schnell ab. Und eines wenig
schönen Tags muß man verschwinden.
Nimmt mich wohl dann noch die Komparserie?

Ein neues Double läßt sich jederzeit und ohne
Mühe finden,
an Auswahl mangelt der Metro-Goldwyn nie.
Das Leben eines Doubles also ist, wie Sie
ersehen, recht ärmlich?
Der Freuden gibt es wenig, der Gefahren viel.
Und die Bezahlung obendrein ist geradezu
erbärmlich.
Ein Double sein — fürwahr kein sehr
begehrtes Ziel.

Spaziergang in Sevilla

Von Ernst Toller.

Quien no ha visto Sevilla, no ha visto
maravilla — „wer Sevilla nicht gesehen hat,
der hat noch kein Wunder gesehen“, heißt ein
alter Spruch.

Auch die Reiseführer preisen Sevilla als
die schönste Stadt Spaniens, mir schien sie die
einzige, die sich der Fremdenindustrie verkauft
hat. Mag sein, daß die Weltausstellung, die
reichen Amerikanerinnen, die Schweizer Hotel-
direktoren sie ein bißchen verdorben haben, mag
sein, daß sie in der „Semana Santa“ und in der
Zeit der österlichen „Feria“ ein anderes Gesicht
zeigt.

Die Kathedrale ist eines der großartigsten
Denkmäler gotischer Kunst, zauberhaft sind die
Gärten des Alcazar, orangenblühend, myrten-
duftend, plätschernd von Springbrunnen, ver-
tönschend in unwirdlicher Stille, ein Märchen aus
Tausend und einer Nacht, aber das Stadtzen-
trum ist reizlos, die Nachbarschaft, Córdoba, mit
ihren krummen und gewinkelten Gäßchen, ihren
alten Herbergen und vergitterten Erkern, den
stillen Plätzen, dem Porto-Brunnen, von dem
schon Cervantes berichtet, ist unvergleichlich
reiner und schöner.

An den Straßenecken Sevillas stehen un-
sichtbar überall Laternen mit Schildern „come
and see Sevilla“, sichtbar „visit the Kurzaal“,
und in den zahllosen Antiquitätenhandlungen
wartet echter Plunder auf seine Verladung nach
U. S. A.

Deutschland ist durch ein Bierhaus Mün-
chen vertreten.

Ich gehe die kleinen abseitigen Gassen von
Santa Cruz, sehe mir die Patios an, die In-
nenhöfe der Häuser, die alten Rajolikastlesien,
die geschmiedeten Gitter mit den vielfältigen
und immer verschiedenen Ornamenten, ich sage
„buenas dias“ zu Vater, Mutter, Kindern, die
dort, nicht in den Stuben, tagsüber leben.

Mit verbundenen Augen kann der Fremde
sagen, ob er in Madrid oder in Sevilla spaziert,
er braucht nur zu hören. Die Straßenschreie in
Madrid sind hart, schrill, im Dreiflang trom-
petend, die in Sevilla langgezogen, heiser, ara-
bische Kehlgänge, Reflame mit sentimentaler
Timbre.

In einem kleinen Weinkeller, in dem wahre
Giganten von Häffern lagern, trinke ich ein
Glas Manzanilla, der Küfer fragt mich, ob ich
Langoftinos, Almeqas, Caracoles oder Ostras,
Langusten, Wiesnuscheln, Schnecken oder Gar-
nelen dazu essen will — ein gesegnetes Land.

Draußen treiben Gemüseverkäufer ihre
Esel vorüber, „Di. Burro“, rufen sie in kurzen
Interballen.

An einer Ecke streiten sich zwei alten Wei-
ber, ihre Wortkastaden steigen höher und höher.

Was ist geschehen? Jedes Viertel hat seine
eigene Madonna, jedes Viertel behauptet, die
feine sei die schönste, anadereichste, wunder-
tätigste.

„Wie“, ruft die Senora Concha, „Sie be-
leidigen unsere Madonna, hat sie nicht den kran-
ken Sohn der Senora Velasquez geheilt, der
lahm war und hinkte, daß es einem jammern
konnte, läuft er nicht jetzt wie ein Pferdchen, und
hat die Madonna nicht Don Raphael vom Tode
errettet, als er von einer Mauer stürzte?“

„Aber ich sage ja nur, daß die Familie, die
das große Los, El Gordo, den Fetten, gewann,
vorher unsere Madonna darum angefleht hat.
Haben Sie mir nicht selbst erzählt, daß Sie in
der letzten Ziehung auch gespielt und ihrer Ma-
donna eine Wachskerze, faustdik, geweiht haben?
Wo blieb der Gewinn, bitte, wo blieb der Ge-
winn? Zeigen Sie ihn doch! Und übrigens war
Don Raphael betrunken, als er von der Mauer
fiel, und die Mauer war nicht höher als eine
Gartenbede!“

„Ach, Sie schlechtes Weib, hat Ihre Ma-
donna geholfen, als Sie ein Geschwür plagte?
Es wissen schon viele, daß Ihre Madonna . . .“

Und die Schimpfwörter fliegen wie Bälle
im Pelotapfel, kein gutes Paar wird an den
Madonnen gelassen, Geiz und schmutziger Cha-
rakter wird ihnen vorgeworfen, keine Mistetät,
die sie nicht begangen haben sollen.

In der Nähe läutet eine Glode, die Weiber
trennen sich, ich folge der einen zu „ihrer“ Ma-
donna. Die Kirche strahlt im warmen Gekocht
der tausend Wachskerzen, in weißfeinem
Kleide, in gestrichter Mantilla und köstlichem
Schal thront die Madonna, in der Hand hält sie
das Stöckchen des Alkaliden, das Nachtsymbol
des spanischen Bürgermeisters, ihre Brust ist mit
einem militärischen Orden dekoriert. Vereine mit
Fahnen haben sich vor dem Altar aufgestellt, im
hinteren Schiff spielt eine Kapelle, ein Duzend
Sänger mit einem Pfarrer als Dirigenten singt
lateinische Hymnen.

Das alte Weibchen kniet nieder und betet
eifrig den Rosenkranz. Vielleicht sieht sie die
Madonna an, durch ein handgreifliches Wunder
den Leuten des Nachbarviertels zu beweisen,
wer die beste Madonna ist, sie oder die von
drüben.

Nachmittags bin ich bei einem Bildhauer
eingeladen. Er führt mich in sein Atelier. In
einer finsternen Ecke steht eine Madonna aus
Gips. Die Wangen sind bemalt, die Lippen rot
gefärbt, die Augenbrauen, wie mir der Schöp-
fer stolz bedeutet, kunstvoll eingesezte echte
Wimperhaare. Sie sieht so schön, so süß, so lieb-
lich aus, wie das Volk sie sich wünscht.

„Für eine Kirche in Sevilla?“ frage ich.

„Ein Dorf in der Nachbarschaft hat die
Madonna bestellt, aber dann nicht den verein-
barten Preis bezahlt. Die Bauern wollten sie
abholen, ich habe sie nicht herausgegeben, „erst
zahlt, ihr Betrüger, dann könnt ihr eure Ma-
donna bekommen“, schrie ich sie an, und nun
steht sie da zwischen dem Gerüst.“

Arme Madonna.

Völker im Spiegel ihres Humors

Im Humor offenbaren sich die feinsten Eigenheiten eines Volkes, und ein paar gut ausgewählte Witze können uns oft mehr sagen als weitläufige völkerpsychologische Abhandlungen. Die Andersartigkeit eines Fremden wird plötzlich eindringlich klar, wenn wir ihn über eine Situation oder eine Redewendung lachen sehen, die uns nicht im geringsten als komisch erscheint, oder wenn wir umgekehrt an ihm nicht die leiseste Erschütterung über ein Wort oder eine Begebenheit gewahren, die in uns befreiendes Lachen oder ein leichtes Schmunzeln hervorruft. Die größte Heiterkeit lösen oft Dinge aus, die über den Banalitäts eigener Anschauung und eigenen Nüchterns und Wissens hinausgehen. Eine ganz alltägliche Neufassung eines Europäers kam bei Völkern, die unter anderen Bedingungen leben, andere Sitten und andere Meinungen haben, als der denkbar komischste Witz erscheinen. Eine Schar Neger in Afrika wollte vor Lachen bersten, als ein Missionar ihnen erzählte, daß die Erde rund sei. Und man berichtet von einem Mikado, der vor Lachen erstarrte, als ihm gesagt wurde, daß die Amerikaner sich selbst regierten. Dann aber gibt es auch eine Internationalität im Witz in der das Allgemeinmenschliche der Komik so sehr anklingt, daß nahezu alle Menschen — an ihr teilhaben können. So haben die Chinesen eine Menge humoristischer kleiner Geschichten, die von Mund zu Mund gehen und die auch bei anderen Völkern ihre Wirkung haben würden. Beispielsweise erzählt man eine uralte Geschichte von einem Mann, der verurteilt war, die Diebesfesseln zu tragen. „Aber wie in aller Welt bist du denn zu dieser Verzierung gekommen?“ fragte ihn ein Freund. „Ach, das kam so: Ich ging auf der Straße, da sah ich ein Stück alter Ratschnur. Ich wußte, daß sie für niemanden Wert hatte, und da niemand sie beanspruchte, so nahm ich sie mit nach Hause.“ — „Und deswegen hat man dich so schwer bestraft?“, meinte der Freund erstaunt. „Ach, weiß ich auch nicht“, sagte der Bedauernsweide, „es könnte höchstens sein, weil an der Schnur ein Lohse hing.“ Die Deutschen gelten als ein Volk von ausgeprägter Veranlagung für Witz und Humor. Als ein besonderes Kennzeichen beobachtet man die im deutschen Scherz immer wiederkehrende Eigentümlichkeit des Fortschens nach dem Grunde, nach dem Woher und Wohin. Den Ausländern erscheint folgende kleine Geschichte als außerordentlich charakteristisch. „Ein kleiner Junge geht mit seiner Mutter in Berlin Unter den Linden spazieren. Da kommt ein Mädchenpensionat des Weges, zwei und zwei marschieren die Zöglinge, voran die Kleinen in kurzen Röckchen, dann die größeren, mit halblangen Kleidern und zuletzt die Großen mit langen Röcken. „Mama“, fragt der kleine Junge nach angestrengtem Nachdenken: Warum kriegen die Mädchen immer kürzere Beine, je älter sie werden?“

Ein ausgesprochen französischer Witz ist die Anekdote vom Marquis de Favières. Dieser, durch seine schlechten Geldverhältnisse verächtigt, besucht eines Tages einen wohlhabenden Herrn namens Barnard und beginnt: „Mein Herr, ich werde Sie in Erstaunen setzen. Ich bin der Marquis de Favières. Ich kenne Sie nicht und komme, um von Ihnen 500 Louis zu borgen.“ — „Mein Herr“, erwiderte Barnard gelassen, „ich werde Sie noch mehr in Erstaunen setzen. Ich kenne Sie und werde Ihnen das Geld leihen.“ Die typisch-französischen Scherze haben alle einen kleinen Stachel, wie z. B. die Geschichte von der toten Frau, die in tausend Ab-

wandlungen durch die Welt gegangen ist. In dem Dorfe Poitu verfiel eine Frau in Starrkrampf. Man hielt sie für tot. Der Landesfittig gemäß legte man sie auf eine Bahre, um sie zum Kirchhof zu bringen. Als der Leichenzug eine enge, winklige Gasse passierte, stießen die Träger an eine Mauerdecke, die Bahre zerbrach, der Körper erlitt Verletzungen, blutete, und die Totgeglaubte wachte auf. Vierzehn Jahre später stirbt die Frau wirklich. Als der Leichenzug die bewusste Gasse passierte, rief der Gatte besorgt: „Vorwärts, Fremde, Vorwärts! Nicht so nahe an die Mauerdecke!“ — Der englische Witz gilt als einer der knappsten und schlagendsten, und die Amerikaner und alle englisch sprechenden Einwohner der britischen Kolonien zeigen die gleichen Anlagen. In Kanada erzählt man die Geschichte von einem irischen Mädchen, das zum Pfarrer ging und sich erkundigte, was er ihr fürs Heiraten anrechnen würde. Der Geistliche verlangte eineinhalb Dollar. Nach wenigen Wochen erschien das Mädchen, überreichte die vereinbarte Summe und bat den Pfarrer, mit der Trauung gleich anzufangen. „Ja, wo ist denn der Bräutigam?“, fragte der geistliche Herr. „Was?“ rief das Mädchen, „für eineinhalb Dollar wollen Sie nicht einmal den Mann dazu liefern?“

Eine Probe schottischen Humors ist die Geschichte von dem Schotten, der von drei Wegelegern angefallen wird. Er wehrt sich wie ein Wilder, und ehe er nach hartem Kampf überwältigt wird, verlegt er zwei der Räuber nicht unerheblich. Als man ihn untersucht, findet man nichts als ein verbogenes Sixpencestück. „Om“, meint der Räuberhauptmann, „ein Glück, daß er nicht mehr hatte; um 18 Pence würde er uns alle drei totgeschlagen haben.“ — Die Iren erzählen gern die sprachlichen Entgleisungen von Sir Boyle Roche. Einmal schrieb er einen

Tragödie im Kino



Brief: „In diesem Augenblick, mein Lieber —, schreibe ich mit einem Schwert in der Rechten und einer Pistole in der Linken.“ Ein anderer Ire wollte sehr höflich sein und sagte zu einem Herrn: „Wenn Sie einmal meinem Haus auf eine Meile nahekommen, hoffe ich, daß Sie dort Halt machen werden.“ Die Amerikaner erzählen Anekdoten anderer Art. Die kleine Nellie war unartig. Sie soll nun Gott um Besserung bitten. „Und bitte, lieber Gott“, sagte sie, „mache Nellie zu einem guten kleinen Kinde.“ Aber mit demütiger Resignation fügt sie gesenkten Hauptes hinzu: „Aber dein und nicht mein Wille geschehe.“

Achtung! Bombengeschwader in der Stratosphäre

Die Wissenschaft arbeitet für den Krieg

Die Stratosphärenflüge Professor Piccards und anderer haben in den letzten Jahren viel Aufsehen in der Welt erregt. Dieses Aufsehen wurde weniger damit bewirkt, daß die Flieger uns noch unbekannte Erkenntnisse über die Stratosphäre vermittelten, als durch die Kühnheit des Vorstoßes in den Weltraum. Ohne Kühnheit keine Entdeckung, jawohl. Jetzt aber tritt auch bei den Laien die Bewunderung der Kühnheit hinter der Bewunderung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse der Stratosphärenflieger in den Hintergrund.

Der englische Luftfahrtsachverständige J. Stubbs-Walker konstatiert, daß die Experten sich im allgemeinen darüber einig sind, daß man jetzt wohl an der Schnelligkeitsgrenze angelangt ist, die vorläufig oder überhaupt erreicht werden kann, es sei denn, die Flugzeuge verlegen ihre Fahrbahn in die Stratosphäre, in der noch unbekannte Möglichkeiten verborgen liegen.

Man beschäftigt sich jetzt ungefähr 31 Jahre mit dem Problem „Schwerer als Luft-Flieger“. Die Geschwindigkeit ist von 30 bis auf 500 Kilometer pro Stunde gesteigert worden. Ab und zu hat es ein Flugzeug auf eine Geschwindigkeit von 770 Kilometer pro Stunde gebracht. Die Geschwindigkeit wurde aber höchstens während einiger Minuten voll gehalten. Früher

waren es Schnellkeitsstiefel, die von der Welt mit Bewunderung bestaunt wurden, aber heute werden hohe Geschwindigkeiten täglich zwischen London und dem europäischen Festland erzielt. Die jüngsten Erfahrungen datieren von dem London - Melbourne - (England - Australien) - Flug.

Der englische Luftfachverständige Walker sagt, daß die Flugmaschine „Comet“ mit der Strecke London-Melbourne am schnellsten beflogen wurde, 87,7 Prozent der Leistung erreicht hat, die man als Vollkommenheit betrachtet muß. Eine Maschine, die bis ins letzte nach dem Stromliniensystem erbaut wäre, hätte höchstens 83 Meilen pro Stunde fliegen können.

Walker hält es für töricht, noch schwere Maschinen zu bauen. Schwerere Motoren sind auch schwer in ihrem Gewicht und verbrauchen mehr Brennstoff, der wiederum schwer ist. Flugzeuge mit schweren Motoren sind für den Handelsverkehr wenig rentabel, da sehr wenig Raum für Nutzlast freibleibt.

Die einzige Möglichkeit, die Schnelligkeit zu steigern, bietet die Stratosphäre. Niedrige Räume können hier mit unglaublicher Schnelligkeit überbrückt werden. Es hängt davon ab, ob man hoch genug steigt. Einer der berühmtesten Flieger, die die Stratosphäre erforschen, ist der

einmägige Wiley Post in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. In Frankreich, Deutschland, Holland, Sowjetrußland, Italien, England und den Vereinigten Staaten ist man eifrig dabei, Versuche anzustellen.

Die Schwierigkeiten, die in den hohen Luftlagen liegen, sind nicht gering. Man muß starke Motore haben, um so hoch steigen zu können. Passagiere und Piloten müssen hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen sein, da sie sonst innerhalb weniger Sekunden tot sind.

Für die Stratosphärenfahrten kommen nur Strecken mit großen Abständen in Frage, da für kurze Strecken viel zu viel Zeit mit dem Steigen bis zur Stratosphäre verloren geht. Für Ozeanüberquerungen ist die Stratosphäre die geeignete Flugroute. In der Stratosphäre wird man in ein paar Stunden von England nach Amerika fliegen . . .

Gegenüber wird in England eine Flugmaschine gebaut, die eine Höhe von zehn Kilometer erreichen soll.

Bei dem Bestreben, die Geschwindigkeit zu erhöhen, drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf: wem zu nuzen?

Der Engländer wird diese Frage noch heute mit „Time is Money“ — Zeit ist Geld — beantworten. Wir Europäer aber sollten angesichts der dauernden Spannungen zwischen den Völkern daran denken, welche Schrecken im kommenden Krieg etwaige Bombenflüge, die die Stratosphäre durchfliegen, unseren Ländern bereiten können. Die Wissenschaft, die eigentlich den Wohlstand der Menschen erhöhen sollte und auch könnte, wird mehr und mehr dazu mißbraucht, die Kulturgüter zu zerstören.

Heiteres

„Es freut mich sehr, daß Sie das möblierte Zimmer bei mir mieten wollen. Nur der Ordnung halber möchte ich Sie aber darauf aufmerksam machen, daß hier im Hause eine Musikschule ist. Das stört aber wirklich gar nicht, daran gewöhnt man sich bald, und Sie werden sehen, in vier Wochen hören Sie das gar nicht mehr.“ — „Na schön, dann werde ich eben in vier Wochen einziehen.“

Künstlerbesucher: „Sagen Sie, Herr Professor, womit mischen Sie Ihre Farben?“ — „Mit Verstand, mein Herr.“ — Künstlerbesucher: „Ah, jetzt verstehe ich, weshalb Sie nur so kleine Bilder malen.“

„Ich darf dir als Freundin nicht verheimlichen, daß Frau B. überall Lügen über dich erzählt.“ — „Daß sie nur. Aber wenn sie anfängt, die Wahrheit über mich zu verbreiten, sag es mir gleich, damit ich ihr rechtzeitig den Mund stopfen kann.“

„Aber wenn ich volles Fahrgehalt für meinen Hund bezahlen muß, dann darf er sich wohl auf einen Sitz legen?“ — „Aber natürlich, solange er ihn nicht mit den Füßen berührt.“

„Was Sie auch über den Geruchssinn Ihres Waldmann sagen können, mein Fips steht ihm in keiner Weise nach. Gestern hatte ich ihn zu Hause gelassen. Nach zwei Stunden entwickelte er und fand noch meine Spur. Was sagen Sie dazu?“ — „Sie sollten mal ein Bad nehmen.“

Eine Berliner Firma schreibt an ein Amsterdamer Geschäftshaus und schließt den Brief: „Mit deutschem Gruß — Heil Hitler!“ — Im Antwortschreiben schreibt darauf die Firma in Amsterdam: „Mit holländischem Gruß — Unsere liebe Königin Wilhelmine läßt auch schön grüßen!“

„Wie soll dein neues Motorboot heißen?“ — „Leidenschaft!“ — „Warum das?“ — „Weil sich's so schwer lenken läßt.“

In einer Provinzstadt ist das Philharmonische Orchester zu Gast. Es eröffnet das erste Konzert mit der Leonoren-Overtüre von Beethoven. Im Stadtheater, wo die Veranstaltung vor sich geht, wartet der Musiker, der das bekannte Trompetensignal hinter der Szene zu geben hat, in der ersten Kulisse auf sein Zeichen. Der Kapellmeister ist bis zum bewußten Crescendo gelangt. — Kein Signal! Er wiederholt nervös den Satz noch einmal — um sonst! Aber in die peinliche Stille tönt die erregte Stimme des Feuerwehrmannes aus der Kulisse: „Junger Mann! Und ich sage Ihnen nochmal, hier können Sie nicht blasen! Da drinnen ist ein

Reisefellow. Eine junge Frau stieg ein und setzte sich neben einen jungen Mann. Nach einer Weile begann der junge Mann höflich: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, aber . . .“ — „Wenn Sie mich ansprechen oder belästigen, ziehe ich die Notbremse!“ brach das Fräulein los. Sobald er wieder zu sprechen ansetzte, drohte das Fräulein, Alarm zu geben. Schließlich, als sie in die Endstation einfuhren, sprang er beherzt auf seine Füße, gab sich einen Ruck und sagte: „Ob Sie es nun hören wollen oder nicht . . . Sie sitzen seit einer Stunde auf meiner Rüte mit Stachelbeeren!“

Wissen Sie schon?

Daß es etwa 800 verschiedene Teesorten gibt?

Daß im Jahre 1932 in Deutschland für sieben Millionen Mark Rippentüfte eingeführt und für weitere drei Millionen Mark im Lande selbst hergestellt wurden?

Daß aus dem Steinkohlenteer heute etwa 70 verschiedene Produkte gewonnen werden?

Daß die Tuberkulose dem Menschen nur ganz ausnahmsweise einmal angeboren ist, während sie in der Regel erst außerhalb des Mutterleibes, auf dem Wege der Ansteckung nämlich, erworben wird?

Daß in Indien unter 100 Frauen 94 Mütter sind?

Daß es in der Welt insgesamt 30 Millionenstädte gibt, in Europa 12, in Amerika 8, in Asien 7, in Australien 2 und in Afrika eine?

Daß der Chinese eine Brille nicht etwa darum trägt, weil er schlecht sieht, sondern weil er glaubt, daß er gut darin aussieht?

Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt!

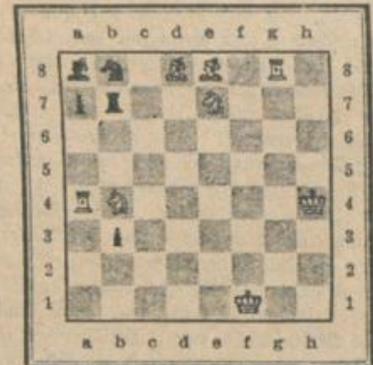
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 235.

Von G. Qaidell.

Schwarz: Kh4, Tb7, La8, Sb8, Ba7, b8. (6)



Weiß: Kf1, Ta4, g8, Ld8, e8, Sb4, e7. (7)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 232: Kh3—g2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Fuchs Otto, Zittau; Dusil Ernst, Klmt Franz, Topoch Franz, sämtlich Tetschen; Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonabach; Walter Ludwig u. Robek Franz, Kwitkau; Tosa Franz, Suchel; Relchel Walter, Drakowa; Kraus Gerhard, Turn; Hälbig Johann, Bergesgrün; Ulbert Rudolf, Prosedltz; Hyna Josef, Hostomitz.

V. Kreisl.

Freunde des Arbeiterschach, Achtung!

Am Sonntag, den 2. Juni, findet die erste Runde der diesjährigen Kreisamateurschaft statt.

In Bodenbach in der „Volkshalle“ treffen die Sektionen Krowitz und Warnsdorf aufeinander. Die Warnsdorfer Genossen werden alles daran setzen, um die im Vorjahre erlittene Schlappe wieder wettzumachen. Beginn 1/10 Uhr vormittag. Schachinteressenten willkommen. Kampfrichter Gen. Fleck, Tetschen.

In Modlan im Restaurant „Eiche“ wird der vorjährige Kreismeister Sobrusan sein Können unter Beweis stellen, doch auch die Kleinscher Schachpartie verfügt über gutes Spielmaterial. Da es die erste Begegnung dieser beiden Sektionen ist, kann man auf das Ergebnis gespannt sein. Der Beginn dieses Kampfes ist auf 9 Uhr vorm. festgesetzt. Kampfrichter Gen. Triltsch, Wisterschan.

In Bergesgrün, Restaurant „Buchenhain“, ist ebenfalls ein sehr spannender Kampf zu erwarten. Die starke Komotauer Sektion hat den Arbeiter-Schachklub Wisterschan zum Partner. Das letzte Spiel dieser beiden Mannschaften endete im Jahre 1932 mit 5:3 Punkten für Komotau. Doch sind in beiden Mannschaften große Veränderungen eingetreten, so daß man schwerlich eine von beiden als Favorit bezeichnen kann. Beginn um 9 Uhr früh. Kampfrichter Gen. Grimmer, Katharinberg.

Die Schachfreunde, welche sich als Zuschauer einfinden, werden gebeten, während des Spielverlaufes sich ruhig zu verhalten.